

(Nachdruck verboten.)

11]

## Jakob der Letzte.

Eine Waldbauerngeschichte aus unseren Tagen.

Von Peter Rosegger.

### Kircheneisen.

So viel öffentliches Leben hatte Altenmoos wohl seit Urzeiten nicht gesehen, als in diesem Sommer.

Sonst waren die Wege nur befahren gewesen mit zweiräderigen Heu- oder Kornkarren, die Straße nach Sandeben mit Holz- und Kohlenfuhrn, mit Viehtrieben, mit dem flotten Steirerwäglein, wenn der Guldeisner oder ein Anderer, der's thun konnte, in die Kirche fuhr. Und nun die mit Kisten und Kästen und allerlei Geräthen hochbeladenen Wagen, welche vorsichtig die Berglehnen herabglitten und dann der Straße entlang zogen in der gleichen Richtung wie das Wasser. Feierlich gestimmte Menschen saßen auf dem Geräthe oder gingen neben her und hatten ihre Rücken vollgeladen.

Das waren die Auswanderer.

Das Siedeln aus dem Guldeisnerhose hatte kein Ende nehmen wollen. Es waren zwar auch die Fahrnisse mit verkauft worden, doch hatte der Franz noch sehr viele Sachen, die nicht zum Hause, sondern zu seiner Person gehörten. Da waren alte kunstvoll gearbeitete Schränke, Stühle, Kästen, Bilder, Spiegel, Geschirre und Stockuhren. Die uralten Bettstätten seiner Vorfahren hatte er im Hause zurückgelassen, aber das Lotterbett aus rothem Zeug, das er sich selbst angeschafft, hatte er mitgenommen. Die Hämmer und Beile seines Vaters, das Spinnrad seiner Mutter hatte er im Hause zurückgelassen, den großen Wandspiegel, den er sich selbst zu Pier und Brunk angeschafft, hatte er mitgenommen. Als der Franz das letzte Mal durch die ausgeleerte Stube geschritten war, wiederhallen seine Schritte so laut und unheimlich, daß er erschrocken um sich sah. Das Gewehr an der Schulter, dem Jagdhund pfeifend, so verließ er das Haus seiner Väter. Als Chevalier wollte er fortziehen! Als er an Hausbrunnen vorüberkam, schleuderte ein Windstoß den aus dem Ständer sprudelnden Quell sprühend gegen den Franz hin. Zwei Knechte sahen es und sagte der eine: „Der Ständer besprengt ihn mit Weihbrunn!“ „So schön!“ sagte der andere, „gar der Brunnen spuckt ihm nach!“

Aber die Siedelfuhren des Guldeisner waren lange nicht die einzigen, die fortzogen. Neben dem Knatschel und dem Klachel und dem Waldstuber hatten auch der Steppenwirth und der Zwieselbauer ihre Häuser verkauft und selbst der Sepp in der Grube das seine. Der Sepp, der so festständig schien, als er das Geld des Guldeisners sah, war's um ihn gekommen. Er hatte sich eine Weile gewehrt gegen die Versuchung, aber je länger er mit ihr umthat, desto größer wurde sie. Er schloß nicht mehr, er aß nicht mehr und so verfiel er auf die Ausrede: Aus Gesundheitsrücksichten müsse er sein Gut verkaufen und Lust wechseln. Der Steppenwirth hatte sich ausbedungen, daß er auf der Hube sein Leben lang sitzen bleiben und Getränke ausschütten dürfe. Jetzt, da so viel Geld ins Land kam, sollte ja für das Wirthshaus eine gute Zeit anheben. Der Steppenwirth hing ein frisches Keisigbüschel vor die Hausthüre als landesübliches Weinzeichen; einem eintretenden Gaste rief er zu: „He, Better! Es mahnt zum Einkehren und bleibt selber draußen, was ist das? — Das Wirthschild ist's. Na, was schaffest?“

Nun hatte sich der Steppenwirth mit dem Waldmeister verabredet, in seinem Hause ein Auswandererfest zu veranstalten. Das war den Bauern, die ihre Taschen voll hatten, ganz genehm, sie wollten noch einmal lustig sein in Altenmoos, bevor sie davongingen; nicht mehr als kümmerliche Kleinbauern lustig sein, sondern als freie Leute von draußen, als „Herren“. Dem Waldmeister war das Fest darum recht, weil es für das Häuserverkaufen und Auswandern der übrigen Stimmung machte. Und der Steppenwirth meinte, er wolle ein Wohlthätigkeitsfest daraus machen, denn gute Einnahmen thäten ihm immer wohl.

Der erste Sonntag im August war dazu bestimmt und nachmittags um 3 Uhr, als die Leute vom Gottesdienst in Sandeben zurück sein konnten, hieß es an.

Der gewesene Guldeisner betheiligte sich nicht daran,

der residirte bereits in seinem angekauften „Schlüssel“ bei Krebsau im Freisingthal und gab sich mit den Altenmoosern nicht mehr ab. Aber zwei Eimer Wein schickte er und ließ sagen, sie sollten auf ihr eigenes Wohl trinken, um das seine brauchten sie sich nicht zu kümmern. Der Wirth nahm vornehmen Wirthsbrauch an, indem er vom gespendeten Wein zwar nicht Stoppeldgeld, wohl aber nach seiner Art Zapfengeld einzog. Eingeladen war ganz Altenmoos. Zu den Veranstanstallern gehörte auch der Sepp und der Knatschel. Letzterer war aus Sandeben gefahren gekommen; er fühlte sich heute als einer der Wichtigsten, war er doch der erste gewesen in der Gegend, der das Haus verkauft hatte, sozusagen der Bahnbrecher hinaus in die Welt.

Der Waldmeister, der zwischen seinem Herrn und den Bauern vielfachen und immer lebhafteren Vermittler abgab, waltete heute seines Amtes. Er hatte viel Keisig hergelassen, um das Hausthor und den Tanzboden zu schmücken. Sonst pflegte man in Altenmoos nicht zu tanzen, so lange noch ein Kornhalm auf dem Felde stand, um nicht durch unzeitige Lustbarkeit Gott, den Herrn des Gewitters, zu reizen. Jetzt bangte den Auswanderern nicht mehr vor Sturm und Hagel; die meisten hatten ja auch die diesjährige Ernte, obmohl sie noch nicht reif war, bereits mitverkauft. Und wenn's den Kampelherrn schlägt, so thut's nicht weh, und thut's ihm weh, so helf' ihm Gott!

Auch der alte Pechölbrenner-Naz war da; der Lustbarkeit war er kein Feind, und wie ihm sonst die Kinder nachliefen, so that er es heute den jungen Weibskenten, und diese thaten es ihm, denn er hatte die Fither bei sich. Da ist den Weibsbildern keiner zu alt, tanzt er schon selber nicht mehr, so spielt er doch dazu auf. Etliche Dirndeln hatten sich an den Sandler-Sohn zu Altenmoos, den Sebast, machen wollen, der vor dem Wirthshause etwas gelangweilt umherstrich. Der Sebast war ein schneidiger Tänger, und was noch mehr ist, einer zum Heirathen. Der alte Sandler war schon mühselig und sollte demnächst seinen Sandlerhof auf den einzigen Sohn abtreten. Der Vater saß beim Wirthstische, der Sebast setzte sich nicht dazu. Er war heute verstimmt. Da hatte ihn der Waldmeister fast zärtlich angesprochen, ob er nicht seinen Vortheil wahrnehmen wolle? Der alte Vater Sandler habe einen sorgenfreien Feierabend vollauf verdient und der Junge würde sich mit dem gescheiterten Köpfel überall besser stehen, als da auf dem Berge oben, wo die Nachtigallen kohl schwarz wären und „krah! krah!“ schrien. Der Sebast erkenne gewiß die neue Zeit und werde sie nutzen wollen. Allerwärts streben die Leute etwas Besseres an und trachten vorwärts zu kommen, warum sollte gerade der Bauer auf seiner jämmerlichen Scholle sitzen bleiben? Der Sebast möge seinem Vater rathen, das Gütel zu verkaufen. Ein so günstiger Zeitpunkt komme sobald nicht wieder. Er — der Oberförster — wisse zwar nicht sicher, ob es der Kampelherr nehme, würde aber sein Wort dafür einlegen, und was der Herr kaufe, das werde auch anständig bezahlt.

Der Burtsche hatte auf solche Vorstellungen nicht viel gesagt, sondern sich langsam gegen die Kugelbahn hingezogen. Dort schob er die Kugel hinaus, traf aber nichts. Er hatte zu scharf geschoben, da war sie links in die Erde gefahren, dort an der aus Weiden geslochtenen Wand hoch aufgesprungen, dann niedergefallen und im Winkel liegen geblieben. — Ja, just so! Das Haus verkaufen! Jetzt! Jetzt, wo er gerade die Dullerl heirathen will!

Die Dullerl — der er gedachte — war heute daheim in ihrem Dachhäusel beim Vieh. So wollte es auch dem Sebast nicht behagen im Wirthshaus. Was gehen ihn die Auswanderer an! — Er verließ das Wirthshaus, ging über die Sandachbrücke und an dem scharf niedertofenden Wässerlein eines Seitengrabens entlang hinauf gegen seinen Hof. Er war immer gern daheim, und besonders wenn man nicht gut gestimmt ist, thut sich's daheim besser, als unten beim Wirth. Höchstens zum Kaufen, sonst ist er heute zu nichts ausgelegt.

Der Sebast war nicht gar hoch gewachsen, aber dafür wohl untersezt und kernig. Auf dem sehnigen Leib saß ein stattlicher Kopf, an dem die Haare stets kurz geschoren waren, weil es der Burtsche liebte, des Morgens und des Abends das Haupt in den Wassertrog zu stecken. Er hatte in seiner

Kindheit viel an Augenentzündung gelitten und da war er auf den Gedanken gekommen, das Blut in andere Winkel des Körpers zu jagen, wo es weniger Uebel anrichten könne, als in den Augen. Diese waren nun wirklich recht gesund, klar und lech geworden, und so viel Geblüt war immer noch im Kopf geblieben, um frischrothe Wangen und Lippen zu besorgen. Mit dem Bart sah es noch etwas kümmerlich aus, fintemal der Mensch mit zwanzig Jahren sein Wachsthum besser verwerthen kann, als um mit demselben aus jungem Fleisch und Blut Haare hervorzuspinnen, die doch keine Freude haben, hingegen Schmerzen machen, wenn eine Bosheit kommt und daran umzupft. Nur bei Einer, dachte sich der Sebast manchmal, bei einer Einzigen müßte das Zupfen Spaß machen, doch Dieselbige — Dieselbige ist so gottlos rückhältig . . . Geheirathet wird sie aber doch.

Am Waldstuber Feldrain dahin ging eine Gruppe von jungen Leuten, Burschen und Dirndeln durcheinander. Sie schäkerten, sie liefen auseinander, spielten Abfangen und schritten dann wieder zu Paaren langsam dahin.

Sie huben an zu singen. Eines der Dirndeln begann:

Wann die Glock'n hell klingen  
Und das Biabel schön singt  
Und der Kukuk recht schreit,  
Ist die lustige Zeit!"

Diese Veranlassung benützte ein Bursche zu folgendem Liedel:

Im Tauern thuat's schauern,  
Thuat's Grieserln werfn,  
Und ih werd' mei Dirndel  
Doh gern haba derjn!"

Hierauf sang sie:

Ich Rignuh, Du Rignuh,  
Geld habn mir all's verputzt,  
Ich niz schön, Du niz schön,  
Wie wird's uns geh'n!"

Der Bursche legte seinen Arm um den Nacken der munteren Sängerin und trällerte:

„Z'nächst habn ma 's Wiesel g'maht,  
's Dirndel hat d' Mabd'n ausg'irat (gestreut),  
Habn uns in Schatt'n g'seht,  
Habn amal g'weht."

Auf solches entgegnete das Dirndel:

's Weyn is lustig,  
Wann d' Sens'n schön klingen,  
Aber lustiger is's,  
Wann da liabst' Bua kimmt."

So waren sie nach und nach gegen den jungen Lärchenanwachs gekommen, der Fußsteig führte hinein.

Der Sebast hatte der fröhlichen Gesellschaft von weitem zugeschaut und zugehört. Jetzt, da er sie nicht mehr sah, wollte ihm schier seine Einsamkeit anheben, wehzuthun.

Hinter dem Sandlerhause, am Raine des Pfrängers standen etliche Waldkirchbäume. Die einen trugen rothe Kirschchen, die anderen schwarze; reif waren beide Gattungen. Die schwarzen sind süßer, die rothen sind würziger, dachte sich der Sebast und stieg rasch einen Baum hinan, der rothe Kirschchen trug. Er achtete sich; das ist besser wie der Steppenwirthswein. Und vom Guldeisner Almosenwein trinken, steht ihm nicht an. Die Kerne schnellte er mit den Lippen ins Laubwerk, zwischen welchem sie zu Boden rieselten. Es heißt, daß aus jedem Kirschkern, der in die Erde kommt, ein Baum wachsen kann. Dann hat der Sandler Sebast Kirschbäume, welche in fünfzig Jahren an diesem Plage stehen werden, im Mund gehabt.

Da sollte nun aber dieser Sonntag Nachmittag für den Burschen eine ungeahnte Wendung nehmen.

Lange hatte er noch nicht Rothkirschchen gepflückt, als unten auf dem Wege etwas dahertrappelte. Etwas Sechsfühiges war's. Des Bachhäuslers Dullerl kam und führte am Strich ein salbes Kind. Als sie merkte, daß jemand oben im dicken Geäste des Baumes war, sagte sie zu ihrer Gefährtin: „Oha, bleib' stehen.“ Dann rief sie hinauf: „Ist der Sandler oben? Unsere Kalm hätt' ich da und mein Vater läßt schon bitten um den Jodel!"

„So,“ antwortete der Bursche oben im Laubwerk.

„Vor vierzehn Tagen,“ berichtete das Dirndel, „bin ich mit ihr beim Grubbauer Jodel geweest, der ist aber nichts nuß, und sie ist nicht geblieben. Heute hat ihr der Vater einen lebendigen Fisch eingegeben, und jetzt, denk ich, wird's es wohl thun. Bitt' gar schön. Will nachher gern einen halben Tag Korn schneiden helfen dafür.“

„Ist schon recht,“ sagte der Bursche, stieg rasch niederwärts und sprang auf den Rasen. Schier erschrak sie. „Du bist es, Sebast,“ sagte sie etwas verblüfft, „jetzt hab' ich bumfest gemeint, es wär' Dein Vater oben.“

„Mein Vater, der ist heut' bei der Lustbarkeit,“ antwortete der Bursche. „Wart', Dullerl, thu' Deine Kalm da in den Pfränger, ich mach' die Schranken auf. So. Und jetzt werd' ich ihn gleich bringen.“

Er ging in den Stall und kam bald mit dem klozigen Kind zurück, das einen dicken Hals mit schlotternder Fahne hatte, an Farbe fast schwarz war bis auf die weißverbräunte Schnauze und den lichten Streifen über das Rückgrat hin. Der Bursche hatte den stattlichen Gesellen fest bei einem der kurzen dicken Hörner gefaßt, dergestalt leitete er ihn herbei und durch die Schranke in den Pfränger hinein.

„So,“ sagte er hierauf und schloß die Schranke. „Wir Zwei können derweil Kirschchen essen. Magst ihrer, Dullerl?“

„Kirschchen mag ich schon,“ antwortete sie, blickte ihn aber nicht an, sondern ging von ihm hinweg gegen den Gartenzaun hinüber, wo man weder auf den Pfränger noch auf die Kirschbäume sehen konnte. Dort lehnte sie sich an die Planke und betrachtete den schönen Salat, die vielen gelben Rüben und den Meerrettich, so die Sandlerleute hatten.

Lange ließ sie der Sebast nicht allein, er kam und brachte in seiner Zipselmütze Kirschchen. Rothe und schwarze durcheinander.

„Magst Dich nicht in den Schatten setzen?“ fragte er das Dirndel. Es war ein Hollunderbusch in der Nähe.

„Mir schadet auch die Sonne nicht,“ gab sie zurück.

„Willst' leicht noch besser zeitig werden?“ fragte er und blinzelte sie an.

Um diese Meinung Lügen zu strafen, setzte sie sich in den Schatten des Hollunderbusches.

Er setzte sich langsam zu ihr, that auf dem Rasen seine Zipselmütze auseinander und lud sie ein: „Daß Dir's schmecken, Dullerl.“

Sie griff zu und griff immer nach den schwarzen. Er wendete sich herwärts, stützte seinen Kopf auf den Ellbogen und schaute sie an. Herzig war sie. Ihr gelbseidenes Haar hatte sie zu einem langen Zopf geflochten und den Zopf wie einen Kranz um das Köpfelein gewunden. Die schwarzen langen Augenwimpern senkten sich wie Dachvorsprünge über helle Fensterlein. Die rothen vollen Lippen waren wie zwei sachte an einander gelegte Kißchen und das Stumpfnäslein stülpte sich ein wenig auf, als wollte es sagen: Sebastel, wenn Du etwa bei den Lippen was zu schaffen haben solltest, ich stehe Dir nicht im Wege.

„Dullerl,“ flüsterte der Bursche plötzlich, „jetzt hab' ich Dich einmal, wo ich Dich haben will.“

„So,“ entgegnete sie spitzig, „das wäre mir was Neues.“

„So selten alle in kann Eins mit Dir sein.“

„Haben auch allein nichts zu thun beisammen.“

Er spielte mit einem Grassalm und entgegnete leise, fast gedrückt: Da bin ich anderer Meinung. Schau, Dirndel, einmal müssen wir's doch richtig machen miteinander. Weißt, eh, weswegen.“

Sie spielte jetzt mit einem Kirschstengel, den sie auf ein Kleeblatt wie auf eine Waagschale legen wollte. Das Blatt neigte sich aber immer und ließ den Stengel hinabgleiten. Endlich hielt er fest, da sagte sie fast traumhaft leise und ohne aufzublicken: „Heirathen.“

„Schau, Dirndel, gleich hast mich verstanden. Ich weiß es ja, Du magst.“

„Wenn Du mich heirathen willst.“

„Ich schwöre Dir's!“

Sie hielt ihm mit der flachen Hand den Mund zu: „Nicht schwören, Sebast! Daß Du willst, kann ich mir ja denken. Aber ob Du auch darfst, das ist eine andere Frag.“

„Ich darf nicht bloß, ich will nicht bloß, ich muß!“ sagte der junge Sandler. „Mein Vater ist alt und kann der Wirthschaft nimmer recht Herr sein. Seit die Mutter nicht mehr ist, freut ihn auch nichts. Und ich, wenn ich das Haus nicht wollt' übernehmen, wär' außs Jahr bei der Stellung.“

„Bei der Stellung schon?“ fragte sie lebhafter, „Sebast, Dich können sie leicht behalten!“

„Meinst, daß ich tauglich bin?“

„Warum denn nicht?“

„So nimm mich Du!“ jagte er schalkhaft und schlug sein Knie um, das gegen Himmel gestanden war, „bei Dir stell' ich mich lieber.“

„Ich brauch' keine Soldaten,“ sagte sie.  
Dann schwiegen beide. Sie spielte mit dem Kleeblatt, er mit dem Rippenhalin, den er wie einen Reifen bog. „Dullerl,“ sagte er nach einer Weile fast blöde, „ein Bissel eine Freund' wirst doch haben zu mir.“

Sie war sehr vertieft in ihr grünes Blättchen. Endlich sagte sie treuherzig: „Keine Arme wirst halt mögen.“

Der Burtsche versetzte: „Auf's Geld ist der Sandlerhof nicht eingerichtet, aber auf die Arbeit. Hausvater und Hausmutter müssen bei uns die besten zwei Dienstboten sein, so ist es alleweil gewesen. Wenn sie einander geru haben, arbeiten thun sie mit Willen. Und ein bissel gern haben, Dullerl, das wirst mich doch!“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Das Geständniß.

Von Georg Hermann.

Und die Leute hatten getuschelt und gezischelt, die Köpfe zusammengesteckt und dann vielfach geschwiegen.

Beinah' ungläubliche Geschichten hatte man sich erzählt von Fensterpromenaden, Planiren, heimlichen Zettelzustecken, Küffen, nächtlichen Spaziergängen und — und — und —

Jetzt hatte er es doch durchgesetzt. All' die Einwände, daß er Spieler wäre, daß er Roué wäre, daß er — alle hatte er sie zu zerstreuen verstanden. Mit bewunderungswürdig rückwärtsloser Beharrlichkeit war er vorgegangen, hatte es als vierzigjähriger, kahlköpfiger, nicht einmal hübscher Mensch verstanden, einem schönen, feinfühligem, neunzehnjährigen Mädchen, einer Millionärstochter, den Kopf zu verdrehen.

Die Eltern wollten und wollten es nicht zugeben. Nie und nimmer. Er wäre verschuldet, Roué, Spieler, seine Familie, seine Schwestern ständen im schlechten Ruf.

Und jetzt hatten sie es doch thun „müssen“. Da plötzlich war er ein Ehrenmann, ein reizender, lieber Kerl. Alle Tanten und Großmütter vergötterten ihn. Nun war er — o so geistreich — o so galant. Ja, wirklich ein süüßer Mensch.

Nun sprach man von der ewigen Macht der Liebe und der unwandelbaren Reinheit seiner Gefühle. Die Freundinnen der Braut schlugen züchtig die Augen nieder, wenn sie ihn erblickten und schauten nur vertholen von der Seite zu ihm empor, wie zu einem Heroen. Die Großmutter küßte ihn, als ob sie selbst die Braut wäre — aber die Leute steckten die Köpfe zusammen und tuschelten.

Der Hochzeitstag. Die Feierlichkeit im Hause. Erhobenen Hauptes führt er sie vor den Priester. Wie ein König, wie ein Sieger schreitet er zwischen den Gästen hindurch. Seine Gesichtszüge scheinen zu sagen:

„Seht Ihr! Seht Ihr! Ihr habt sie mir nicht gegönnt, aber ich habe es doch durchgesetzt, ich! ich! Keiner ist unter Euch, der mir wohl will, und wie freudlich Ihr jetzt alle zu mir seid, wie liebenswürdig, Ihr — — —!“

Die Braut, — wie schön sie aussieht! Wie zart und edel die junonische Halslinie; wie düstlig und lüstern sie sich unter dem weißen Schleier verbirgt!

„Sü—üß! Sü—üß“ sagen die Freundinnen und spielen verlegen mit ihren Fächern.

Der Gesang. Alle Tanten und junge Kousinen sehen zur Decke und schluchzen.

Eine erwartungsvolle Pause und der Mann im schwarzen Talar beginnt über Liebe zu reden, und niemand wagt, ihm zu widersprechen. Es ist aber auch zu neckisch, mit anzuhören, wie die beiden in reiner Liebe sich gesucht und gefunden.

Die jungen Herren blicken gelangweilt auf die Spitzen ihrer Lackstühle; die älteren lächeln verständnißvoll; junge Frauen machen enttäuschte Gesichter, und eine flütert sogar ihrer Nachbarin zu:

„Dasselbe hat er vor zwei Jahren bei mir auch gesagt! — — —  
Hu, Hu?“

Endlich hebt der Priester beide Arme und brüllt mit einer Löwenstimme, daß er der Ehe hiermit den Segen im Namen der Religion ertheile.

Das Paar wechselt die Ringe — und da, — was niemand erwartet, hängt sie plötzlich an seinem Hals.

Ein langer, schier endloser flammender Kuß — und zitternde Spannung legt sich über die Gesellschaft. Ein Hauch glühender Sinnlichkeit. Man hört nur das Athmen des kochenden Lebens. Selbst die Kerzen flackern und schauern, als ob ein Hauch über sie streiche.

Alle, alle kennen sie diese Küsse! So küßt die Unschuld nicht! Solche Küsse giebt kein unberührtes Weib!

Die Damen und die jungen Mädchen werden blutroth. Die Herrlein schauen ganz beschämt und geduckt kramphast auf die Spitzen ihrer Lackstühle.

Ältere Leute wenden sich ab. —

— In diesem Augenblick zieht eine ganze Geschichte an mir vorüber. Die Vergangenheit. Küffen, Stammeln und Stöhnen. Die Zukunft. Ein blaßes, krankes, unzufriedenes Weib, das sich lachend von Genuß zu Genuß schleppt, von Ostende nach Baden-

Baden. Verbittert, verlogen, überreizt, eine Bacchantin der Lebensfreude, eine wurmfischige, taube Ruß. —

Wieder hebt er das Haupt, stolz, wie ein König, wie ein Sieger und seine Miene scheint zu sagen:

„Seht Ihr! Seht Ihr!“ —  
„Draußen hinter der Glashür stecken die Lohndiener die Köpfe zusammen und tuscheln.“

## Kleines Feuilleton.

— Eine „Bestordnung“ aus alter Zeit. Der Magistrat „der statt Zons“ (bei Köln) erließ am 27. Juni 1637 folgende „Bestordnung“:

1. so baldt einer mit der pest befaßt, alsbald soll Er zu Gott sein zusucht suchen, beichten, communiciren.

2. sein hauß selbst lassen zuschließen. Einen Vertrauten freund, so gottesfürchtig bey sich behalten, welcher nit so Viel auf die strafen gehen einen oder den anderen zu besuchen.

3. da etwas die Kranken Vonnöthen, es seyn Weichs Batter hl. Communion, hl. öhlung, medicin, notarius oder einen anderen freund, soll der eingeschlossene freund durch das Fenster dem nechsten Nachbahr zuzufen, daß Er solches bestellen wolle oder durch sich selbst oder andere benachbarte, welche sich nit in keinem sollen saunig finden lassen bey straf 20 ggd, dan gottselig undt billig daß man seinem Nachbahr beystehe in der noth nach dem gesey der natur, was du wils daß dir geschehe, daß thue auch anderen.

4. soll Keiner des mit Gottes Hilfe von der pest geneue, außgehen, oder Jemand besuchen in 4 wochen auf straf 10 ggd.

5. da etwa Einer wider solches befehl duhen sollte, neben dem daß er in die Herrenstrafe gefallen, ohnfelbahr soll er der statt alsbaldt Verwiesen seyn wegen ungehorsamkeit. L. S. Unterschrift. Datum. (nochmals bekannt gemacht „im Junio 1666.“) —

— Eine Walfischtragödie hat sich, wie die „Tägl. Rundsch.“ nach dem Bericht eines Augenzeugen erzählt, unlängst bei den Falklandinseln abgepielt. Eine große Heerde Walfische war mit der Fluth in eine Bucht gekommen. Die Thiere ließen sich von der Ebbe überraschen und geriethen auf den Strand. Das bische Wasser unter ihnen lief schnell ab. Man konnte die tiefen Seufzer hören, mit denen die riesigen Thiere athmeten, man hörte auch die jungen schreien. Manche Weibchen brachten in ihrem Todeskampfe noch Junge zur Welt; aber nur wenige Thiere, junge wie alte, blieben länger als eine Viertelstunde nach der völligen Strandung am Leben. Manche Walfische starben ruhig, andere peitschten im Todeskampfe den Sand oder das Wasser mit ihrem Schwanz oder röhreten es mit ihrem Blute. Und die Kinder, welche dem Drama zuschauten, warfen in die Athemlöcher der Thiere Steine und vergnügten sich, wenn bei der Ausathmung der Luftstrom sie empor schlenberte. Als gegen Abend die Fluth zurückkehrte, wurden nur fünf Walfische von mehr als 50 wieder flott. Ihr Tod nützte niemandem, denn man konnte sie nicht verwerten und aus dem reichen Segen, den das Meer hier in der Form von Fett und Del gespendet hatte, keinen Vortheil ziehen. Wilde Thiere und die Schweine der Inselbewohner aus der Nachbarschaft hatten allein einigen Nutzen davon; die Menschen mußten, um sich gegen die Folgen der Zerfetzung dieser Kadaverhaufen zu schützen, sie in Brand setzen, und sie flammten auf, wie eine Desinfabrik. Den Rest führte dann die Fluth in alle Winde. Unter den Walfischen waren Thiere bis zu zehn Meter Länge. Sie waren jedenfalls sehr hungrig gewesen, denn ihre Eingeweide waren leer. Uebereinstimmend ist die Beobachtung gemacht, daß Walfische, obwohl sie Lungenathmer sind, nach ihrer Strandung stets bald sterben. Die Thiere gehen, sobald sie nicht mehr vom Wasser umspült werden, das ihnen große Wärmemengen entzieht, an Wärmestauung, d. i. Hitzschlag zu Grunde, da sie bei der an sich wärmeren und schlechter leitenden Luft trotz aller Strahlung nicht genug Wärme loswerden können. —

— Eine Kerzenflamme in starker Kälte. Eine Kerzenflamme brennt nach „Scient. Amer.“ in Polarregionen bei 33 Grad Kälte anders wie sonst. Das Wachs schmilzt kaum, da es zu kalt ist; die Flamme ist schwach und verliert sich in einer Röhre, die dem Dachte folgt. Bohrt man, um die Flamme nicht erstickt zu lassen, seitwärts Löcher in das Wachs, so brennt die Flamme bis auf das untere Ende der Kerze durch und hinterläßt eine Röhre aus Wachs; die durch die Löcher einströmende sehr kalte Luft wird von der Flamme nicht genügend erwärmt, um die an sich schon sehr kalte Röhre zum Schmelzen zu bringen. —

## Theater.

Eine Schönmalerei, glatt, sauber, ohne Rauheit, aber auch ohne Mark, das ist das neue Schauspiel „Meerleuchten“ von Ludwig Ganghofer. Es wurde am Sonnabend im Lessing-Theater zum ersten Male aufgeführt und vom Publikum so beifällig aufgenommen, daß Direktor Blumenthal nach dem dritten Akte für den abwesenden Autor danken durfte. Natur-symbolische Vorgänge spielen in dem Stücke eine wichtige Rolle; aber es bleibt eben nur beim Spiel. Es läßt sich so prächtig vom farbigen Meerleuchten erzählen, das einen Feuerzauber übt, der so rasch wieder vergeht, wie alle höchste Schönheit. Und wenn man vom heimlichen Waldgeflüster, vom stillen warmen Abend spricht und das Waldvögelein mitsammt seinem lockenden

Sang, wie ein wirksames Bühnenrequisit gebraucht, was braucht man da viel vom inneren Seelenleben zweier Menschen zu schildern, die sich in Jubelstimmung zusammengefunden haben? Die Natursymbolik im Meerleuchten ist Pseudoposie, sie durchdringt das Werk nicht, sie ist eine aufgellebte Eitette. Das Schauspiel paßt darnur in die Epoche säkularer Märchendramatik, die wir jetzt bis zum Ueberdruß miterleben. Himmel, Mond, Sterne, Meereszauber, Waldesweben werden mit großem Trara aufgeboten, um das bißchen Banalität zu verdecken.

Das Meerleuchten hat die Freifrau von Wangen nun auch einmal erlebt. Bei ihr versinnbildlicht es die große flammende Liebe. Die arme Adlige hat dem Majoratsherrn von Wangen, einem höchst korrekten, aber nüchtern-selbstischen Mann ihre Hand gereicht: aus Achtung, nicht aus Liebe. Sie lebt neben ihrem Mann, wie ein Kind neben seinem Schulmeister. Da kommt Fritz, der jüngere Bruder des Majoratsherrn, der vor Jahren zur See gegangen war, ins Vaterhaus auf Urlaub. Das Wunderbare trifft ein. Jugendlust gefellt sich zur Jugendlust und im verschwiegene Wald träumt die Baronin an der Seite ihres Schwagers den schönsten Traum ihres Lebens, während der Herr Gemahl auf den Nebbock pirscht. Wie die Seligkeit gekommen, so ist sie rasch zerronnen. Fritz flieht bestrahlt und einsam bleibt die junge Baronin. — Diese traurige Geschichte wird in sehr gebildeter Sprache vorgetragen, also konnte es ihr bei manierlichen Leuten an Erfolg nicht fehlen. Dazu war die Darstellung taktvoll bemüht, den Ernst der Dinge nicht in operettenhafte Komik umschlagen zu lassen, was leicht hätte passieren können. Ein ruhig und klug entworfenes Charakterbild gab insbesondere Herr Stahl (Majoratsherr). —

Weit herbere Kost, als sie Gaughofer bot, reichte uns am Sonntag die Dramatische Gesellschaft in einer Matinee des Neuen Theaters. Man gab das Schauspiel „Agnete“ von Amalie Stram, einer Norwegerin, die in Kopenhagen lebt. Zur jetzigen literarischen Mode will das Stück durchaus nicht passen. Es ist auch bereits vor mehreren Jahren entstanden und ins Deutsche übertragen worden. Vom Kampfmuth der freieren Geister, die wider bourgeoise Engstlichkeit Anklage erhoben, lebt noch ein guter Theil in diesem Drama. Daneben freilich auch die Sucht, frauenhaft zu übertreiben, aus relativ kleinen Erfahrungen schwere, allgemeine Schlüsse zu ziehen. Ein Unglück, das in Einzelheiten grausam sein kann, aber durchaus nicht erdrücken muß, wird da leicht zum tragisch-schweren Schicksal, wie es Frau Agnete Liebesmann erlebt. Agnete ist von ihrem Manne geschieden. Sie hat keine Hilfsmittel, ihr Gatte ist bankrott geworden. Sie hilft sich, wie sie kann, verpfändet alle ihre Werthsachen, bis sie dem nackten Hunger preisgegeben ist. Bei einer zigeunernden Künstlerfamilie in Kopenhagen, mit der sie befreundet ist, sieht Frau Agnete nun einen eröffneten Geldbrief aus dem Tische liegen. In ihrem Hunger, ihrer Verzweiflung sieht sie drei Zehnkronenscheine. Das war die That, an der ihr Lebensglück scheitern sollte. Denn der Mann, der sie liebt, ein Rechtsanwält Berg, kommt und verlangt Rechenschaft über ihr Vorleben, wenn er sie heirathen soll. Um nicht gemein werden zu müssen, beichtet sie, sie habe gestohlen. Wäre sie gemein gewesen, sie hätte sich prostituiert. Eine sonderbare Unterscheidung. Wie will man verzeihete Thaten mit Maßstäben messen, die doch wieder nur bürgerlich-moralisch sind? Unglückliche sollten einander nicht hochmüthig verachten. Frau Agnete legt ihre Weichte mit solcher Emphase ab, daß es fast ist, als köllerte sie mit ihrem Unglück und ihrer sogenannten Schuld. Herr Berg ist erschüttert; aber er kann aus seiner engen, schabigen Philisterhaut nicht heraus. Sein Ordnungssinn ist gekränkt. Er fürchtet um sein Ansehen. Er ist im Grunde ein kleinlicher Egoist; und so nimmt er von Frau Agnete Abschied und überläßt sie ihrem Schicksal. Sie geht zu ihrem Bettler im Norden. Dort wird sie als seine Haushälterin ein ddes, freudeleeres Leben führen. — Fräulein Reichenhofer hatte den stärksten Vortheil von der Anführung dieses Drama's. Sie, deren Spielweise in jüngerer Zeit zu verflachen schien, hat mit Ernst an der Charakterfigur der Agnete gearbeitet und sie konnte in der Szene, in der sie ihr Selbstbekenntniß ablegt, wirklich ergreifen. —

**Literarisches.**

n. Heinrich Friedrich: „Die Arbeiter und die Kunst“. Schwank in einem Akt. Leipzig, 1897. Verlag von F. Woffe, Weistr. 27. Preis 40 Pf. — In einer kurzen Anmerkung, die der Verfasser vorausschickt, erklärt er ausdrücklich, daß sein Schwank keine lustige, tolle Handlung darstellen, sondern den Hörer zum Nachdenken über das Thema „Arbeiter und Kunst“ anregen soll. „Sollte das gelingen, wäre mein Zweck erreicht“, schließt er. Es ist ihm gelungen. Die wenigen auftretenden Personen sind sauber gezeichnet und geben theilweise in recht drastischer Form ihre Ansichten über das Verhältniß der Arbeiter zur Kunst zum besten. Natürlich ist diese brennende Frage am Schlusse nicht gelöst, wenn auch die Gegner sich friedlich die Hände reichen. Aber der Hörer oder Leser wird doch nicht ohne Nutzen und Anregung dem kurzen Meinungskampfe gefolgt sein, denn der Verfasser hat fleißig alles zusammengetragen, was über diesen Gegenstand in den letzten Wochen und Monaten geschrieben und gesprochen wurde. —

**Medizinisches.**

— In St. Anton (Nieder-Oesterreich) sind im Monat Januar einzelne Fälle von Schweiffieber mit tödtlichem Ausgange und epidemischem Charakter vorgekommen. Die Krankheit, die auch den Namen „Englischer Schweiff“ führt, ist zuerst im Jahre 1486 in England aufgetreten, seit dem sechzehnten Jahrhundert nicht wieder beobachtet worden. St. Anton liegt ganz ab vom Weltverkehr im Gebirge und besteht aus einigen zerstreut liegenden Häusern. Bis zum 30. Januar sind in St. Anton an Schweiffieber erkrankt: 3 Männer, 13 Frauen, 3 Kinder; von diesen sind gestorben: 2 Männer, 7 Frauen. Dazu kamen seither noch 2 Todesfälle bei einer nur achtundvierzig- beziehungsweise kaum vierundzwanzigstündigen Krankheitsdauer. —

**Aus dem Thierleben.**

— Eine neue Kaninchenart ist am Popocatepetl (Mexiko) in einer Höhe von 10 000 Fuß entdeckt worden. — Das Thier ist ungewöhnlich klein, hat kurze Ohren und keinen Schwanz. Außerdem bewegt es sich nicht wie das gewöhnliche Kaninchen durch Sprünge, sondern wie andere Thiere auf allen Vieren. Die Schlüsselbeine, die sonst bei den Angehörigen der Hasenfamilie gewöhnlich nur unvollkommen entwickelt sind, sind hier vollständig vorhanden. Das Thier hat den Namen *Romerolagus Nelsoni* erhalten. —

— Ueber das Licht der japanischen Johannisläufer veröffentlicht in den Annalen der Physik Hr. Murakoa aus Kyoto eine interessante Studie. Danach verhält sich das natürliche Käserlicht wie gewöhnliches Licht, dagegen besitzt das durch Karton oder Metallplatten hindurchgegangene Licht ähnliche Eigenschaften wie die Röntgenstrahlen. Es scheint demnach, daß dem Johannisläuferlicht das Vermögen zukommt, in Substanzen, die es passiert, Röntgenstrahlen ähnliche Gebilde hervorzurufen. Die Eigenschaften der so erzeugten X-Strahlen hängen von der Substanz ab, die das Johannisläuferlicht durchseht. —

**Technisches.**

— Das Telephon hat in Schweden eine hohe Entwicklung erreicht. Namentlich in Stockholm hat es sich sehr eingebürgert. In jedem besseren Haushalte ist jedes Zimmer mit Fernsprecheinrichtung versehen. Das Staats-Telephonnetz in Schweden hat heute eine Gesamtlänge von 63 000 Kilometern erreicht, seine Anlagekosten belaufen sich auf elf Millionen Kronen. Jene Länge kommt dem anderthalbfachen Erdumfang gleich; mit jener Drahtmenge könnte man St. Petersburg sechsmal mit Wladivostok oder New-York zwölfmal mit San Francisco verbinden, wie „Stockholm's Dagblad“ ausrechnet. Die großen Hauptverbindungen bestehen zwischen Stockholm und Göteborg bezw. Malmö; im Mittel finden auf diesen Linien täglich 150 Gespräche statt. Man hat nun eine Verbindung von Swinsund (Nordgrenze) mit Malmö ins Auge gefaßt, welche so den Anschluß Norwegens an Dänemark ermöglichen würde. Auch wünscht die Regierung die Herstellung einer Verbindung mit Finland. 1892 besaß der Staat 29 528 Kilometer Leitung, heute 63 000; die Brutto-Einnahmen sind seit damals auf heute von 1 Million auf 2 1/4 Millionen Kronen gestiegen; die Betriebskosten von 633 000 auf 1 Million Kronen. —

**Humoristisches.**

— Heimgeleuchtet. In einem Dorfe wird eine sozialdemokratische Versammlung, da ein anderes Lokal nicht zu haben war, in einer Schenke abgehalten. Neben der Schenke liegt ein Stall. Der Vortrag des Referenten wird vielfach durch Zwischenrufe eines anwesenden Amtsrathes gestört. Der Redner aber läßt sich nicht aus dem Konzept bringen. Auf einmal brüllt im Stalle nebenan ein Ochse. Alles lacht. Und sofort bemerkt der Redner: „Meine Herren! Auf diesen Einwurf meines Gegners war ich allerdings nicht gefaßt!“ — Der Herr Amtsrath hat in dieser Versammlung keinen Zwischenruf mehr gemacht. —

**Vermischtes vom Tage.**

— Schlachtbericht. Aus Charleroy wird vom Sonntag gemeldet: Anlässlich der Aushebung kam es gestern zwischen Konfribirten der beiden Dörfer Dampremy und Lodelinsara zu einer blutigen Schlägerei. Drei Konfribirte blieben todt am Plage, vier wurden tödtlich verwundet ins Spital gebracht. Die Gendarmerie war nicht im Stande, den Kravall zu verhindern. —

— Das Telegraphenlabel Guden: Vigo ist wiederhergestellt. Die Verständigung mit Vigo ist tadellos. Die Ursache der Beschädigung scheint ein Schleppanker gewesen zu sein. —

— Kälte und Sturm in Rußland. Aus allen Theilen des russischen Reiches laufen Meldungen über heftige Stürme und starken Frost ein. In und um Odessa hat, dem „Regierungsböten“ zufolge, ein starker Sturm, verbunden mit Regen und Frost, sämtliche Telegraphenlinien beschädigt. Obgleich Odessa mit Kiew und Warschau wiederum telegraphisch verbunden sei, so seien doch neue Beschädigungen des Telegraphennetzes durch den andauernden Frost zu befürchten. Wie die „Nowoje Wremja“ berichtet, hat der Sturm in Odessa so gewüthet, daß die Telephon- und die Telegraphenleitungen vollständig zerstört sind. Sämtliche Telegraphenposten seien ungedrochen, zwei Menschen erschlagen, viele verletzt worden. Einzelne Straßen seien durch umgedrochene Pfosten und Leitungsdrähte für den Verkehr gesperrt. —